

verendete Tier, das oben bereits mit einer dicken Eiskruste überzogen ist. Allein zwischen ihm und dem König des Waldes bräutet der Wildbach.

Aber nach langer, mühevoller Arbeit gelingt es ihm, das Hindernis zu überwinden und dem Hirsch ein Seil um die Hinterläufe zu schlingen. Nun gilt es, den Hirsch nach oben zu bringen. Ein Zeichen hinauf. Das Seil wird straff. Das Tier ist angeleitet und durch alle möglichen Wendungen verführt man, die schwer erkauften Beute über bedeutende Hindernisse, Felsvorsprünge, Eiszapfen und Eispalten, glücklich zum Lichte empor zu ziehen. Aber auf halber Höhe verfährt sich der Hirsch im Gestrüpp. Kräfteanstrengungen sind in diesem Falle nicht angebracht, da sonst das Seil reißen könnte. Das Werk kann nur durch eine Gewichtsverringung des Tieres zum Erfolg geführt werden. Kunstgerecht bricht er daher am Seile den Hirsch auf und weidet ihn aus. Erst dann gelingt es ihnen, die Beute aus der Verstrickung zu befreien. Die Fahrt geht weiter. Vom Jubelrufe der Zurückgebliebenen wird der Röhre auf der schmalen Felsenplatte empfangen.

Glücklich ist das schwierige Werk vollbracht! Ein kleines Feuer wird angezündet und die Leber des Tieres gegraben. Der landesübliche Engian erwärmt die halberfrorenen Glieder. Die Stunden der Angst und Gefahr sind vergangen.

Weidmannsheil!

## Weihnachten in Hawaii

Erinnerungen von Hans Soltau-Hannover.

Der Deutsche nimmt, wohin ihn auch immer sein Geschick verschlägt, die Sehnsucht nach dem heimatischen Weihnachtsfest mit sich. Selbst unter schwierigen Verhältnissen sucht er sich eine Weihnachtsfeier zu gestalten, die nach Möglichkeit den heimischen Verhältnissen angepasst ist. Falls nur irgendwie möglich, wird ein Tannenbaum besorgt, der am Heiligen Abend auch im entlegenen Stillen Ozean weit häufiger anzutreffen ist, als man es sich in der Heimat vorstellt. Nach Hawaii z. B. brachten schon Wochen vor dem Fest die Dampfer der „Pacific Mail“ und „Togo Kisen Kaisha“ in ihren Kabinräumen zahlreiche kalifornische Tichten, die von den großen deutschen Handelshäusern für die Familien ihrer Angehörigen in Honolulu und auf den Zuckerplantagen der einzelnen Inseln bestellt waren. Wichtig behandelt, hielten die Bäume sich tadellos frisch bis zum Fest. Keine deutsche Familie braucht also den Glanz des Tannenbaums zu entbehren. Die Unverheirateten, die dem Heiligen Abend vielleicht mit einigen Bängen entgegensehen hatten, gerieten nicht in die unangenehme Lage, das Fest frohlich allein zu Hause oder im Klubhause verbringen zu müssen. Draußen hielten die Deutschen in vorbildlicher Weise zusammen, und so konnte jeder bestimmt damit rechnen, von befreundeter Seite für den Abend eingeladen zu werden, und Weihnachten, das doch nun einmal die Krone aller deutschen Familienfeste bedeutet, im Kreise lieber Menschen verbringen zu können. Der Tannenbaum brannte, jeder hatte seinen Gabentisch, auf dem die aus der Heimat eingetroffenen Pakete und kleine Gaben der Freunde aufgebaut waren. Die japanischen Diener, der chinesische Koch und die eingeborene „kanakische“ Kinderfrau rissen jedes Jahr von neuem ihre Augen weit auf beim Anblick des ihnen so fremden Lichterbaums, ließen sich aber die auch ihnen gespendeten Geschenke gern gefallen. Nach der Bescherung folgte in der Regel ein sorgfältig zusammengestelltes Festessen, bei dem mancher liebevoll aufgesparten kalifornische Rheinweins der Hals gebrochen und manches Glas auf das Wohl der Heimat und der Angehörigen zu Hause geleert wurde. Immer wieder mußte der Hausherr, um die durstigen Köpfe zu befeuchten, die tropische Hitze bot ja eine hinreichende Entschuldigung an den Eisbrank gehen, der allerdings das Eis und den Schnee einer deutschen Winternacht nicht ersetzen konnte. So vergingen im Fluge die Stunden; beim Kerzenschein des Tannenbaums, bei fröhlichen Gesprächen und beim Singen der Weihnachtslieder verging wohl mancher, daß er sich auf der anderen Seite des Erdballs befand. Erst auf dem Heimwege in den frühen Morgenstunden erinnerte das Rauschen der Brandung und die leise sich wiegenden Wipfel der Kokospalmen daran, daß man Weihnachten fern der Heimat im „Pardies des Pazifik“, im schönen Hawaii, gefeiert hatte.

## Leuchtmittel in der Tierwelt

Von Wilhelm Hochgreve.

Leuchtmittel in der Tierwelt sind zahlreicher vorhanden, als die meisten Menschen ahnen. Freilich treten sie im allgemeinen nicht so auffällig in Erscheinung wie die Leuchtorgane der reizenden Glühwürmchen, welche die Natur zur Auffindung des anderen Geschlechts mit einem Phosphorglühkörper ausgestattet hat. Auch Säugetiere und Vögel besitzen nicht selten Leuchtorgane, die das Finden der Nahrung erleichtern, im Dunkel den Jungen den Weg der Eltern weisen oder auch die raschere Verbindung der Geschlechter vermitteln sollen.

Die hellen Gelbglühbirnen der Vogelkugeln, besonders hell und auffallend bei den Höhlenbrütern, zeigen den Eltern, wohin sie das Futter zu stoßen haben. Die weißen Hinterteile der meisten Fische, in der Weidmannssprache „Spiegel“ genannt, die schon am Tage auffallen, bewirken in der Nacht, zumal bei plötzlichen Fluchten, das Zusammenbleiben des Rudels, vor allem auch der Räuber mit der Beute. Schon in der Dämmerung sind die Spiegel bei diesen dunkel gefärbten Fischen die dem Auge allein auffallenden Körperteile. Das weiße Bauchhaar vieler Säugetiere ist ebenfalls als Laterne anzusehen, die den Jungen das Auffinden der Zehen erleichtert. Das Weiß wirkt in den angeregten Fällen als Leuchtorgane. Dagegen dient dem Wasser- und Bläuhuhn die Blasse auf der Stirn als Leuchte bei der Auffindung seiner Nahrung auf düsteren Teichgründen und im Dunkel des Rohrichts.

Die Leuchtorgane an Tiefseetieren haben wieder andere Quellen und erinnern schon mehr an unser Glühwürmchen. Bei den Tiefseefischen kennt die Wissenschaft zwei Formen von Leuchtorganen. Während die einen aus Drüsen ein Leuchtsekret ausscheiden, weisen die anderen einen als Laterne wirkenden Leuchtkörper auf. Das Leuchtsekret ergießt sich oft sehr stark in leuchtenden Fäden und Kugeln, die dem verfolgenden Feinde die Beute selbst vortäuschen und ihn verleiten, danach zu schnappen, während die eigentliche Beute schon entflohen ist. Ähnlich schützt ja auch der Tintengorgon vor dem Feinde. Auch seguell sind die Leuchtorgane der Tiefseetiere von Bedeutung. In der Hauptfrage aber helfen sie ihnen bei der Nahrungssuche, in dem sie Beutetiere anlocken. Ein wahres Prachtgeschöpf ist die Wunderlampe, ein Tintenfisch, an dem die Fackelung nicht weniger als zweihundert Leuchtorgane festgesetzt hat.

## Am Ausguck

Die erste Runde einer Weihnachtsfeier.

Der Ursprung des Weihnachtsfestes ist noch immer nicht völlig geklärt. Sichere Spuren von kirchlichen Weihnachtsfeiern liegen erst aus dem vierten Jahrhundert vor. Man entnahm sie einer aus dem Jahre 354 stammenden Aufzählung der damals von der abendländischen Kirche festgesetzten Gedenktage und Feiertage, in der es am 25. Dezember heißt: „Christus in Bethlehem zu Judäa geboren“, woraus gleichzeitig auch hervorgeht, daß als Geburtsort des Herrn schon in dieser frühen Zeit der 25. Dezember galt. Es ist aber natürlich anzunehmen, daß das Gedenkstift an die Geburt Christi schon seit längerer Zeit zu den alljährlich regelmäßig gefeierten Festen gehörte. Seine erste Feier in der römischen Kirche könnte also immerhin schon in den vierziger Jahren des vierten Jahrhunderts, wenn auch damals noch am 6. Januar, dem Taufstage Christi, begangen worden sein; dieser Tag wurde ja auch in der orientalischen Kirche als der eigentliche Gedenktage an die Geburt des Herrn betrachtet. Die früheste Feier eines Festtages, der dem Erscheinen des Erlösers auf der Erde geweiht war, ging aber nicht von der Kirche, sondern von der frommen Schar einer kleinen Christenekte aus: von den Gnostikern, jenen frühen Christen, die den Christenglauben mit besonderen philosophisch-mystischen Geheimnissen umrankten. Die Gemeinde der Gnostiker war es nun, die schon im zweiten Jahrhundert ein Weihnachtsfest feierte, doch hatten auch die Gnostiker als Festtag den 6. Januar gewählt, weil ihr Glaube dem Taufstage des Herrn eine größere Bedeutung beimaß als dem Tag seiner Geburt. 2.

Alteuropäische Weihnachtszüge.

Selbstvermummte Gestalten zogen einst in der Umgegend von Angermünde und

Schwab zur Weihnachtszeit von Haus zu Haus: säbelbewaffnete Männer mit geschwänzten Gesichtern und bunten, turbanähnlichen Tüchern. Nicht selten trugen sie einen vieredigen Kasten mit sich und zeigten darin von Kerzen bestrahlte Bilder aus der Weihnachtsgeschichte. Schembar handelte es sich hierbei um eine Verschmelzung uralter dramatisch-magischer kirchlicher Weihnachtsspiele mit rein marionettenhaften Krippenspielen, als deren letzter Ausläufer etwa das möglich beleuchtete papierenen Krippenhäuschen, das früher als Tannenbaumschmuck diente, anzusehen ist. Auch in der Danziger Gegend trieb früher das seltsame Gefolge des Nikolaus (Nikolaus) allerlei Kapriolen. Ein altes Weib mit einem Korbe, ein Jude mit Bündel, ein Musikant sowie Schimmel, Ziege und Bar zogen lachend von Hof zu Hof und neckten Knechte und Mägde. In Ermeland stellten Tiermasken, die sogenannten „Kücheln“, den lustigsten Teil dieser Truppe: Bock, Storch und Bar vereinigten sich mit drei Juden sowie mit dem unerlässlichen Schimmelreiter ohne Kopf.

## Weihnachtliche „Chrefinger“.

Bis ins vorige Jahrhundert hinein hielten sich in verschiedenen deutschen Gegenden die sogenannten „Chrefinger“, unter denen man früher solche Chorknaben verstand, die während der kirchlichen Weihnachtsfeier den „Quempas“ sangen. Es muß recht feierlich gewirkt haben, wenn diese Chrefinger — meist waren es drei Chöre, die in der Kirche gleichmäßig verteilt wurden — nacheinander und Solo zu singen anhuben. „Gott sei Gott in der Höhe!“ begann der Erste, „Gottess Sohn ist Mensch geboren“ fiel der zweite ein und „Gott verlornt seines Vaters Jern“ schloß der dritte, während der vierte Sänger aller drei Chöre als „Beistehender“ Soli, sondern nur den Gemeindegang mitführen durfte. Gewöhnlich trugen die Chrefinger mit Wäldern, Buchsbaumzweigen und Lichtern geschmückte Drehleuchter in der einen Hand und hielten das selbstgeschriebene Quempasheft in der anderen. Der Name „Quempas“ ist den einleitenden Worten dieser Gesänge, dem „Quem postores laudavere“ („Den die Hirten loben sehr“) entlehnt.

## Wie entsteht das Reispapier?

Reispapier wird nicht, wie sein Name zu sagen scheint, aus Reis gewonnen, sondern aus dem weichen Mark eines aus der Insel Formosa (Japan) sehr verbreiteten Baumes. Die Herstellung dieses „Papier“ erfordert eine ganz unheimliche Geschicklichkeit. Dabei finden die einfachsten Werkzeuge Anwendung: ein glatter, nicht sehr großer Stein und ein etwa fünf Zentimeter breites Messer mit kurzem Holzgriff und einer dreißig Zentimeter langen Klinge, die am Rücken bis zu einem Zentimeter stark, dabei aber rasiermesserscharf geschliffen ist. Der Arbeiter legt nun ein Stück des zylindrischen Baummarkes auf den Stein und rollt es mit der linken Hand so lange hin und her, bis es richtig liegt. Unter unausgesetztem Rollen bringt er jetzt die Schneide des Messers mit der Rechten an die Oberfläche des sich drehenden Zylinders, der dabei aufsteigend kleiner und kleiner wird. Schließlich ist er ganz verschwunden, und auf dem Steine liegt ein weißes Viereck von ebenermäßiger Dicke: die scharfe Klinge hat das zylindrische Stück Mark zu einem dünnen Bogen abgeschält. Nun müssen nur noch die Ranten glatt geschliffen werden, und ein tadellos hergegangenes Reispapier ist fertig.

## Aufforstungen in Sizilien.

Ein großzügiges Aufforstungsprojekt wird seit einiger Zeit in Sizilien durchgeführt. Bekanntlich hat auch diese Insel, wie das ganze Italien, unter den finsternen Abholzungen, die in früheren Jahrhunderten den einst sehr befruchtlichen Waldbestand des Landes vernichtet haben, schwer zu leiden. Die italienische Staatsbahn in Sizilien hat nun auf staatlichem Gelände 90 000 Eukalyptusbäume gepflanzt. Man hat diese Baumart gewählt, weil man sich von ihr besondere wirtschaftliche Vorteile verspricht; ihr Holz eignet sich nämlich ausgezeichnet zu Eisenbahnschwellen. Allerdings wird es noch etwas dauern, bis die erste Bahnlinie solche Schwellen erhält, denn der Eukalyptusbaum braucht mindestens 30 Jahre, bis er nutzbar gemacht werden kann. Ein Baum gibt im Durchschnitt vier Schwellen, abgesehen von dem in den Ästen und in dem Abfall stehenden Holz.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: H. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 50

Mittwoch, 14. Dezember

1927

## Bilder aus der Geschichte von Evingen

4. Hüfers Wahl zum Pfarrer von Evingen. 15. März 1849.

Nach Stutes Tode wurde der Kandidat Gustav Hüfer zum Pfarrer von Evingen gewählt am 15. März 1849. Er blieb dort im Amte bis zu seinem Tode im Jahre 1886. Hüfer stand damals bereits in einem Alter von 44 Jahren, war verheiratet und Vater von vier Kindern; er bewirtschaftete ein ihm gehöriges Bauerngut in Jernburg bei Rierpe; hatte aber immer noch den Wunsch, Pastor zu werden. Die Volksschule, die er gewählt sei, wurde ihm von mehreren Personen aus Evingen überbracht, die es auf ein Trinkgeld abgesehen hatten. Seiner Liebhaberei für den Ackerbau konnte Hüfer in Evingen gut nachgehen. Dadurch, daß er das Geld zum Bau eines Pfarrhauses vorkratete, hat er der Gemeinde einen großen Dienst erwiesen. Die Familie Hüfer hat sich in Evingen recht eingebürgert und der Gemeinde ihr Wohlwollen später wiederholt durch die Tat bezeugt.

## 1. Szene im Hause Hüfers, in der Wohnstube.

Serr Hüfer liegt, seine Frau ist mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Im Hintergrund eine Wiege mit einem Kinde. Drei Kinder spielen in der Stube (4-8 Jahre alt).

1. Vöte (tritt herein): So sehr gelassen bin ich nie, die Wahl, Herr Hüfer, fiel auf Sie.

2. Vöte (ebenfalls): Von Jernburg der Kandidat am besten uns gefallen hat.

3. Vöte: Es grüßt das Presbyterium von Evingen, woher ich komm. Es trägt mir auf, Euch anzulagen, daß Gustav Hüfer ist bestimmt, das Pfarramt bei uns auszuüben. Wir hoffen, daß er diese Wahl annimmt.

4. Vöte: Zwar bin ich schon zu spät gekommen, die Botschaft kann mir nicht mehr frommen. Doch wollt ich Ihnen gratulieren, daß Sie bei uns das Pfarramt sollen führen. (Reicht Herrn Hüfer die Hand.)

Hüfer: Ihr lieben Leute, alle vier sollt heute hochwillkommen sein. Die Botschaft naht mir gänzlich unvorhofft, daß heute Wahltag sei, ich wußt es nicht, auch dacht ich kaum, daß man mich wählen würde.

Man wird bescheiden, wenn man älter wird. Doch nun sollt Ihr mit einmal sagen, wie's geht in der Gemeinde Evingen. S'ist lang schon her, daß ich die Predigt hielt. Und Mutterchen soll Euch Erfrischung holen, daß Ihr an Trank und Speise Euch erlabt, derweil ich Euch nach Evingen befrage. Es ist ja nun der Platz, da ich hinfür mein Amt soll führen: meinem Gott zu Ehren, falls der Beförde Eure Wahl genehm.

1. Vöte: Kein Zweifel ist, Herr Kandidat, daß man gar bald Sie herzlich lieb gewinnen wird in Evingen. Die eble Einfachheit, die hier sich zeigt, ist heimlich auch bei uns. Das Gleiches mag zum Gleiches wohl sich schliken.

2. Vöte: Und die Beförden werden sicherlich die Wahl, die wir getan, bestätigen. Der Superintendent gab gute Aussicht.

So wollen wir die Hoffnung fröhlich hegen, daß wir Sie bald bei uns begrüßen dürfen.

Hüfer: Nun sagt mir Näheres. Ein Pfarrhaus ist, soviel ich weiß, in Evingen noch nicht?

3. Vöte: Nein, leider nicht, Herr Hüfer, doch es hat längst die Gemeinde schon den Wunsch gehegt, ein Haus zu bauen; willig ist ihr Sinn, doch ... nur die Mittel fehlten, darum ging's nicht.

Der frühere Pfarrer hatte selbst ein Haus, es war ihm wohl darin, wir zahlten Miete hinreichend ihm; die Sache eilte nicht.

Hüfer: So seid Ihr willig, jetzt ein Haus zu bauen? Es wäre schön, zumal für mich erwünscht, da eine Frau ich hab', dazu vier Kinder.

1. Vöte: Ich bin gewiß, man wird das Haus errichten, sobald es möglich ist. Kollektengaben hat man dafür vergebens lang erwartet; das ist sehr ungewiß, und die Gemeinde wird schließlich selbst die Kosten tragen müssen. Auch hat man vor, das Holz zum Bau zu geben.

das in den Wäldern reichlich wächst. Viel Arbeit wird die Gemeinde unentgeltlich tun, die „Hand- und Spanndienste“ — so nennt man's wohl —

zu leisten wird kaum einer weigern sich. Auch Seine liefert uns der nahe Bruch.

2. Vöte: Doch ohne bares Geld wirds nicht gebaut, und wärs nur wenig, Geld ist doch von Nöten.

Hüfer: Wenns also steht, Ihr Freunde, weiß ich Rat. Ich leihe Euch das nötige Kapital zu maßigem Zinsfuß und Ihr baut das Haus. Ich selbst will Euch den Plan gar bald angeben. Ist muß es sein, die Fundamente gut, das Holz von bester Qualität genommen, zweistöckig, reichlich Raum sei für uns alle, doch bin ich nicht für Luxus, wie Ihr wißt. Der Ort ist einfach, einfach auch mein Sinn, solid und praktisch sei's, nicht mehr verlang' ich.

3. Vöte: Gar gerne woll'n wir diese Botschaft melden daheim. Man wird dann Bäume schlagen lassen.

und Breiter sägen lassen, auch den Steinbruch in Angriff nehmen bald, sowie den Platz bestimmen, da das neue Pfarrat demnächst wird stehen, dem ganzen Dorf zur Zier.

und, gebe Gott, zugleich zu reichem Segen. Frau Hüfer:

Das Tischlein ist gedeckt, Ihr lieben Freunde, von Eurer Eilschrit mögt Ihr Euch erholen, jetzt in die Fremdenstube bitt' ich Euch.

Nur kurz noch will ich nun mit meinem Manne die große Wendung dieses Tags besprechen. Ihr mögt indes an Speis' und Trank Euch laben,

so gut wir's grad' in unserm Hause haben. (Weide gehen ab.)

2. Szene. Hüfer mit Frau und Kindern.

(Er küßt seine Frau.)

Beliebtes, teures Weib, so ist's denn wahr, es ist kein Traum, daß man mich hat gewählt, und Pfarrer bin ich bald, Du eine Pfarrfrau.

was ich als schönstes Ziel mir stets gedacht, ich darf dem Herrn die Schaf' und Lämmer weiden.

Ich sei der Dank, der alles so gefügt, ja, ihm sei ewig Dank, wir wollen nie was Großes er an uns getan, vergessen. (Er faltet die Hände, sie ebenfalls.)

... Das nenn' ich aber doch Veränderung, erst Kandidat, dann Bauer, nun von neuem fühl' ich als Kandidat mich und ein Pfarrer werd' bald ich sein. Mit vierundvierzig Jahren winkt mir der Saßen eines stillen Pfarrdorfs. Paul Gerhardt auch war vierundvierzig Jahr, eh' er des Pfarramts schönes Ziel erreicht. Nicht wahr, Lenore, eine frohe Nachricht ist's, die die Männer heute uns gebracht?

Frau Hüfer: Ja, liebes Männchen, ja, die Gab' ist groß, mit der uns Gottes Güte hat bedacht. Ich wünschte längst Dir solche Tätigkeit, wie Deinen Gaben sie entspricht und Wünschen. Zwar anfangs, ehrlich sei es ausgesprochen, konnt' ich das neue Glück noch gar nicht fassen. Der Wechsel kommt so ungewohnt, so plötzl'ich. Wir hatten lange uns hier eingelegt, die Leute kamen freundlich uns entgegen, rotwangig sind die Kinder auch bis jetzt; uns lehte nichts, nun kommt ein neues Glück, ein kaum geahntes plötzlich noch hinzu, fast, mein' ich, ist des Glückes es zu viel.

Hüfer: O teures Weib, laß uns doch dankbar sein für alles, was uns Gottes Güte spendet. Was morgen sein wird, wir erraten nicht, was heute unser wird, wir greifens dankend. Und Ihr, Ihr lieben Kinder, dürft nun bald mit uns zusammen eine Weile machen. Dann wohnen wir in einem anderen Hause, in einem Dorf, auf eines Sügels Rücken, von Bergen rings umgeben, deren Kronen von üppigem Waldesgrün gezieret sind. Wollt Ihr auch gern mit uns dorthin verleben?

Anna, Ida, Peter: Ja, Vater, Mutter, ja, wir reisen mit.

Anna: Doch mein Tornister ist nicht mehr ganz gut, ich muß dann einen neuen wohl bekommen.

Ida: Und ich ein neues Kleid.

Peter: Ich einen Wagen.

Frau Hüfer: Das alles findet sich, Ihr lieben Kinder. Der Vater scherzte nur; es währt noch lang'.

Anna: Wie lange wirds denn dauern, bis wir reisen?

Hüfer: Wenn wieder aller Schnee geschmolzen ist, wenn wieder grün die Erd' aufs neu' ge'morden, wenn warme Rüste freundlich uns umweh'n und wenn die Tage lang, die Nächte kurz, dann, denk' ich, treten wir die Reise an, die uns, Gott geb' es, wohl gefallen mag. (an seine Frau sich wendend)

Du liebes Weib, wie fröhlich bin ich doch, gerade dies hat's mich stets gewünscht. Ein kleines Dorf, von Wäldern dicht umrahmt, wo treuer Sinn und Einfachheit regieren, wo ich am Sonntag Gottes Wort verkünde und in der Woche bald mich vorbereite auf meine Reden, die das Amt verlangt, bald würd'gen Schritts durch die Gemeinde schreite.

den einen tröstend, einen andern warnend, den strafend, jenen wie ein Freund beratend. So werd' ichs tun, helf' Gott, noch manches Jahr!

Und ländlich wollen wir den Haushalt führen, ein Schweinchen ziehen wir im Winter auf,

die Meistmahl schmeckt mir gut, von Dir be-  
reitet,  
ich hole selbst es von dem Markt zu Waite,  
die Weis' im Munde kürzt den Weg mir ab.  
Und eine Ruh soll mir im Stalle blöhen,  
von eigner Ruh schmeckt ja die Milch am besten  
Frau Hüser:

Doch, lieber Mann, nun auf zu unsern Gästen.  
(Sie gehen ab).  
Fortsetzung folgt.

## Weihnachten auf dem Meere

Von Dr. Dr. Gerhard Benzmer, Köln.

Kühn zieht der große Transatlantiker seine  
Bahn durch den Ozean. Gestern noch mühte  
der Sturm die Bogen auf, daß sie sich schäu-  
mend am Leibe des Schiffes brachen, und der  
Orkan heulte sein grimmiges Lied, bald wider-  
willig zu tiefem Saß abklingend, dann wieder  
zu schrillen Dicksicht anstimmend. Donnernd  
klastete Brecher nach Brecher an Bord, wenn  
der Steven des Schiffes sich auf eine heran-  
rollende Woge senkte, und sprühende Sturz-  
seen segelten übers Deck. Das Schiff hob und  
neigte sich, legte sich bald auf die eine, bald auf  
die andere Seite, wie man es nie für möglich  
gehalten hätte, als man vor der Abfahrt den  
Koloß gefestigt am Kai liegen sah.

Die armen Reisenden! Sie hatten allerlei  
Vorbereitungen getroffen, um die Weihnacht  
auf dem Meere festlich zu begehen, für ihre  
Freunde und Bekannten kleine Liebesgaben zu  
erwerben, um sich und ihren darüber hin-  
weg zu helfen, daß man das Fest der Freude  
diesmal gar so fern von der Heimat erleben  
müßte. Nun lagen sie teilnahmslos da, mit  
mühseligen Gesichtern wollten mehr von  
Weihnachten noch von Geschenken, weder von  
Tannenbäumen noch von Bescherung irgend  
etwas wissen und waren bereit, auf der Stelle  
zu sterben, wenn im Augenblick des Todes das  
„Schaukeln“ der Schiffe aufhören würde.

Mitten in der Nacht vor Heiligabend aber  
hat Neptun ein Einsehen gehabt und mit dem  
Dreizeck die Bogen gelähmt. Als heute morgen  
die Fahrgäste aus ihren Kabinenfestern blick-  
ten, lag das Meer ruhig da. Keine Bewegung  
störte mehr den Lauf des Schiffes und das Ge-  
fühl seiner Bewohner. Vergessen waren alle  
Not und Pein, mit doppeltem Eifer gab man  
sich den Vorbereitungen für das Fest hin, und  
als sich die Dämmerung über das Meer herab-  
senkte, strahlte in der behaglichen großen Ge-  
sellschaftsalles der Tannenbaum im Lichte un-  
gezählter Kerzen.

Leise klang es durch den Raum: „Stille  
Nacht, heilige Nacht.“ Das Glockenzeichen  
ertönt, und die Kinderchar kommt herein ge-  
trippelt, Freude und Erwartung auf den strah-  
lenden Gesichtern. Da wandern die Gedanken  
zur eigenen Kindheit zurück. Vergessen ist das  
Leise Summen der Schiffsturbinen, vergessen  
das Rauschen des Meeres da draußen, das der  
Ozeanfläche mit eisigen Kiele durchpflügt. Die  
Gedanken tauchen unter in Wäldern längst ver-  
gangener Zeiten. Sie schweiften zurück zu der  
seltsamen, tempelartigen Säulenhalle in dem  
kleinen mecklenburgischen Landstädtchen, zu  
jenem, äußerlich beinahe heidnisch anmutenden  
Gotteshaus, das mit seinem großen, die Ver-  
hüllung der Engel an die Stirnen darstellenden  
Altargemälde so recht zur Weihnachtskirche  
wurde. In den gemalten Tannen und den  
grünen Lichterkranzen, zu dem Geräusch von bren-  
nendem Wachs und angelegten Tannenzweigen,  
von Festtagsgewändern, die nur selten aus  
dem Schrank geholt werden. Zu dem Atem  
von Ralte in Mänteln und Pelzen, zu den Ge-  
sichtern der Kirchbesucher, von denen jeder  
den anderen kannte. Zu dem wunderbaren  
Saß des Wohligen und Altmörschen, der  
über dem Raum und über die, welche ihn füll-  
ten, gebreitet lag, sowie — und nicht in letzter  
Linie — zu der Bescherung, die sich unmittel-  
bar an den Kirchgang angeschlossen.

Ihr lieben, alten Bilder, wie steht ihr so  
lebendig vor meiner Seele! Ich sah mit meiner  
Schmucke auf der schmucklosen gestrichenen Holz-  
bank, auf deren Lehne zur Feier des Heiligen  
Abends in regelmäßigen Abständen Lichter ge-  
hängt waren, u. wir saßen uns dem bescheidenen  
Zauber hin, den die Weihnacht in unsere Herzen  
goß. Wir tranken bis in unser Innerstes hin-  
ein das Bild der brennenden Lichter und des  
des weihnachtlichen Wäldchens. Wir vernah-  
men das Spiel der Orgel, und der Chor-  
gesang der uralten Weihnachtslieder erfüllte  
uns mit ihren, erwartungsreichen Schauern.  
Bismilchen wir verflohen nach dem  
Spalter Fensterhänge: ob es wohl schon  
dunkel war? Wir mußten: dann wäre un-

ser Geduld nicht mehr gar zu lange auf die  
Glocke gespannt, wir beide freuten uns doch  
gar so sehr auf die Bescherung! Dann der Weg  
von der Kirche durch knirschenden Schnee nach  
Hause! Wie klopfte das Herz in freudiger  
Erwartung!

So viel tausend Meilen man auch der Zeit  
fern sein mag: am Heiligabend wird jeder  
mit seinen Gedanken zu Hause sein, wird im  
Geiste dort weilen, wo ihn als Kind liebende  
Elternhände an den Gabentisch unter strahlen-  
dem Lichterbaum führten!

Während ich noch im Geiste das Weihnachts-  
fest der Kindheit von neuem erleben, geht ein  
geheimnisvolles Raunen durch die Kinderchar:  
der Weihnachtsmann kommt. Dem Gesichtchen  
so manches Knäbleins und Mädeleins sieht man  
es an, daß sein Gemüth nicht ganz sauber ist,  
nun der weihnachtliche Mann im dicken Pelz mit  
der Rute droht. Schüchtern und zage klingt  
die begehende Antwort manches dünnen Kin-  
derstimmchens auf die Frage, ob man im ver-  
gangenen Jahre auch recht brav gewesen sei.  
Aber dann bekommt doch jedes Kind seine Ga-  
ben, und heller Jubel bricht los. Wir Großen  
aber, wir schauen auf den Kerzenbaum und es  
gibt wohl keinen einzigen unter uns, dessen  
Gedanken nicht in diesem Augenblick bei  
den Lieben daheim weilen.

Die Kinder sind mit ihren Gaben strahlend  
abgezogen. Sie haben sich mit den Geschenken  
stills in eine Ecke zurückgezogen und bewundern  
nun mit verklärtem Gesicht, was ihnen der  
Weihnachtsmann gebracht. Nun wendet sich  
der Gute zu uns. Mit markigen Worten weiß  
er Freude und Zuversicht in unsere Herzen zu  
gießen. Wohl hat Deutschland Schweres erlebt.  
Wohl lag es zerklüftet am Boden. Kaum je-  
mand auf der Welt glaubte, daß es wieder die  
Kraft finden würde, sich aufzurichten. Aber  
der Stern, der einst in heiliger Weihenacht vom  
Wanderer den Weg durch nächtliches Dunkel  
zum Licht wies, hat auch uns auf unserm  
Weg geleuchtet. Und wie eine echte Weis-  
heitsbotschaft am Fest der Freude klingt es:

Blicket voraus, ihr Menschen! Vergeht Ha-  
der und Zwietracht. Seht: das Licht, das über  
den Völkern leuchtet, beginnt zu strahlen. Ein  
schwachendes Flämmlein ist noch, von manchem  
Windstoß erschüttert. Wartet es, auf daß es zu  
einem strahlenden Lichte werde, das kein Sturm  
gefährden kann; zu einem hellen Leuchten, in  
dessen Glanz sich alle Menschen, alle Völker  
sonnen mögen. Dann erst wird das Wort wahr  
werden:

„Ehre sei Gott in der Höhe,  
Und Friede auf Erden,  
Und den Menschen ein Wohlgefallen.“

## Zur Geschichte des Kinder- spiels

Von Mathilde v. Leinburg.

Jean Paul sagte in seiner blumigen Sprache  
einmal von des Kindes Spieltrieb: „Jedes  
Stückchen Holz ist dem Kinde ein lackierter  
Blumenstab, an dem seine Phantasie hundert-  
blättrige Rosen aufhängen kann.“ Deshalb  
ist es auch gar nicht die älteste der Wirklichkeit  
anreueften nachgebildeten und daher teuersten  
Spielzeuge, die das Kind am meisten beglück-  
en. Im Gegenteil: das Kind möchte immer  
noch etwas aus seiner eigenen Phantasie hin-  
zutun können. Das prächtig aufgepumpte Schau-  
pferd dünkt dem Knaben nicht lebendiger  
als der einfachste Holzgaul mit gemalter Scha-  
brache. Eine Puppe, die im Rücken eine kalte  
Maschine aufweist, durch die sie „Papa“ und  
„Mama“ sagen kann, wird niemals so geliebt  
wie das weiche, warme Wollstoffbündel, dessen  
eingebildete Tränen das Puppenmütterchen mit  
aller ihr angeborenen Mütterlichkeit zärtlich  
zu beschwichtigen sucht.

Seit den uraltesten Zeiten sind die Kinder-  
freunde bemüht (die ersten Spielzeughersteller  
waren jedenfalls die Eltern selbst), ihren Lieb-  
lingen Gegenstände zum Spielen anzufertigen.  
Bei den alten Ägyptern, welche die Kinder  
als eine Gabe der Götter anjahen, wurde die  
Verfertigung von Kinderpielzeug mit einer  
Besonderheit betrieben, die heute noch in den  
Mäusen der Großstädte angehaucht wird. Un-  
ter diesen über 4000 Jahre alten Kinderfreun-  
den — viele davon waren den Kindermumien  
mit ins Grab gegeben worden! — gab es schon  
Tiere, Krokodile mit beweglichem Rücken, Fi-  
guren nach Art unserer Sumpfmänner, le-  
derne Wälle und Puppen aus Leder, Holz oder  
einer pappartigen Masse, zum Teil verguldet,  
mit Rädchen aus Erdbällchen und hübsch  
belehrt.

Gräberfunde aus Europas Urgeschichte, aus  
der Stein-, Bronze- und Eiszeit, beweisen,  
daß es auch hier schon damals Spielzeuge ge-  
geben hat: Klappersteine für die Kleinsten,  
Hunde aus Wollfäden geflochten, Puppen und  
Tiere aus Ton form kleine Bronzebogen,  
in denen Tiergestalten sitzen; dergleichen Funde  
lassen sich von Etrurien bis nach Norddeutsch-  
land nachweisen. Ueber die ganze Welt ist ja  
der Wunsch gezogen, durch verkleinerte Nach-  
bildungen der Wirklichkeit den Kindern  
Freude zu machen. Ob es nun die geradezu  
kleine Kunstwerke der Plastik darstellenden  
Puppen des antiken Griechenlands waren,  
welche die Mädchen nachher als Bräute auf  
dem Altare der Göttin Hestia opfern mußten,  
oder die bei wilden Völkern von alterer bis  
heute gleich geliebten Puppen aus Blättern  
und Baumrinde, aus Wolle und Kokosnüssen.  
Zu den allerältesten Spielsachen gehören na-  
türlich vor allem auch jene für das Spielen im  
Freien, die Bälle, Reusen und Kreisel. Das  
Spielzeug für das Zimmer, die eigentlichen  
Freuden des Weihnachtsfestes, hat bis heute  
auf deutschem Boden die lieblichsten Willen-  
den gefunden. Unsere Nürnberger Spielma-  
ren und Puppen, Glasgassen und gläserner  
Christbaumschmuck aus Thüringen, Holzspiel-  
ereien aus dem Erzgebirge und aus Oberbayern  
beherrschen den gesamten Weltmarkt.

Die allen Kindern so vertraute Figur des  
Weihnachtsmannes trägt eigentlich die Gestalt  
der Berg- und Wäldermännchen und wurde von  
den erzgebirglichen Bergleuten erfunden, den  
liebste Erholung von ihrem schweren Be-  
rufes es war, beim abendlichen Renspann-  
aus dem Holz- und Wurzelreichthum ihrer  
Wälder allerhand zu basteln und zu schnitzeln.  
Diese grobe Holzschmuckarbeit hat mit der Zeit  
in den Ortshäusern, wie Grünhainichen und  
Seiffen, eine Hausindustrie verschafft, bei der  
die ganze Familie, vom Greise bis zum jugend-  
lichen Kinde, an dem Drehbank, mit dem  
Schmittmesser, mit Farbestopf und Pinsel mit-  
wirkt. Im Heim entstehen sie alle, diese hölzer-  
nen Pferde, Wagen, Häuser und Burgen, die  
winzigen Figuren aus Lindenholz und die der-  
ben, mit ihrem bräunlichen Gebiß so viel ver-  
sprechenden Rauschwerke. Auch in Thüringen  
bedeutet die Heim-Industrie, namentlich die  
Herstellung von Puppen, einen arbeitsamen  
Kampf ums tägliche Brot und ist leider auch  
zur Kinderarbeit geworden. Da diese Thürin-  
ger Puppen früher meistens nur ein kurzes  
Hemden trugen, nannte man sie „Tüfflinge“;  
danach heißen heute noch in Sonneberg und  
Waltershausen die Puppenmacher „Tüfflings-  
macher“. Im Laufe der Zeit ist dieser Ausge-  
trieb nun so groß geworden, daß die einzelnen  
Bestandteile der Puppen in verschiedenen Or-  
ten hergestellt werden: Rumpfbälge, Köpfe  
ohne Haare, Augen, Hände und Füße, Be-  
rühnen und Kleider, Wäsche und Schuhe, alles  
muß sich erst wieder zusammenfinden, um  
schließlich als fertige Ware, in großen Kisten  
liegend, auf mit Röhren bespannten Wagen  
oder einfachen Hundekarren in der Stadt ab-  
geliefert zu werden.

Bei einer im Jahre 1859 vorgenommenen  
Aufzählung des Straßenpflasters in Nürnberg,  
das schon seit Beginn des 14. Jahrhunderts der  
Hauptstadt der Spielwarenfabrikation geweiht  
ist, fand man die ältesten „Döcker“: Wäld-  
kinder aus Ton und kleine Mädchen mit Säub-  
chen auf dem Kopfe. Der alte, seit dem 13.  
Jahrhundert bekannte deutsche Name ist ja  
„Döcker“; das bei uns mehr heimisch geordnete  
Wort „Puppe“ (früher sagte man „puppeln“  
statt „mit der Puppe spielen“) ist aus dem la-  
teinischen Worte „pupus“ gebildet, mit dem  
die alten Römer den „Säugling“ bezeichneten.

Jedoch nicht bloß Puppen, sondern fast alles,  
was die Herzen der Kinder höher schlagen läßt  
nahm von Nürnberg aus seinen Weg. Auch  
Bilderbücher, Bilderbogen und sogenannte  
„Mandelbögen“ zum Ausschneiden, und vor  
allem die unzähligen Erzeugnisse der Zingie-  
erei, mit denen sich die ganze Weltgeschichte in  
kulturgeschichtlich getreuen Figuren, in unzäh-  
ligen Soldateneingekleideten aufstellen ließ,  
traten von Nürnberg aus ihren Siegeszug  
durch die Welt an. Aus den frühesten An-  
fängen der Nürnberger Zinnspielwarenfabrikation  
bestehen wir noch viele niedliche Zingie-  
erei, mit denen die weltberühmten Nürnberger  
Puppenhütten ausgerüstet waren. Eine solche  
Puppenhütte enthält z. B. 71 Schüsseln, 40  
Bratenkesseln, 36 Löffel, 106 Teller und 28  
Eierkesseln, alles zierlich aus Zinn getrieben.  
Im 15. und 16. Jahrhundert überboten sich die  
Reichen darin, ganze Puppenhäuser zu besit-  
zen, in denen alles, beispielsweise auch schme-  
ckerische Tüchtlöcher und wirklich spielbare  
Musikinstrumente, münzig, aber genau wie im  
großen, vorhanden sein mußten. Was diese

Beise entstanden manchmal geradezu kleine  
Wohnhäuser mit dazugehörigem Lust- und  
Tieregarten, mit einem Tanzhaus, in dem eine  
geputzte Gesellschaft verjammelt war, mit üppi-  
gem und natürlich genießbar gefüllten Speisekam-  
mern und Weinkellern. Wartet eine solche,  
wenn auch die und da in Verschwendung aus-  
geartete Freude an einer Illustriert-Welt nicht im-  
merhin doch verständnisvoller an, als die un-  
gesunde geistige Ueberreife der modernen ame-  
rikanischen Kinder? Beim letzten Weihnachts-  
markte wurde in Amerika festgestellt, daß in  
den dortigen Warenhäusern und Geschäften fast  
alle früher so begehrten Spielwaren unver-  
kauft blieben, namentlich die Sachen für Mäd-  
chen: Puppen, Puppenhausrat und Puppen-  
hochschirr. Die kleinen Amerikanerinnen  
schämten sich heute der Puppe. Auf eine Rund-  
frage, die eine New Yorker Zeitung an Volks-  
schulen veranlaßte: „Welche Spielsachen möch-  
ten sich die Mädchen?“ kam die einstimmige  
Antwort: „Die der Knaben!“

## Der Wiener Christkindlmarkt bei der Stefanskirche

Von Käthe Braun-Prager, Wien.

Es gibt Dinge im Leben, die man nie zu sehen  
müde wird, weil sie so voll Schönheit sind, daß  
sie niemals geistlos werden können, sich  
immer wieder neu gestalten müssen, der Er-  
wartung stets neue Nahrung zu geben im-  
stande sind. Wenn ich den Graben ausgegangen  
bin und weiß, noch ein Schritt und dann  
steht da die wieder, die geliebte Stefanskir-  
che, ist eine immer gleiche, nie getriebene  
festliche Stimmung in mir. Oft halte ich den  
einen Schritt zurück, um mich noch einen  
Augenblick länger freuen zu können, und  
dann gehe ich in die Kirche hinein, und der un-  
geheure Turm nur für mich allein gemauert zu  
haben scheint, um mich wieder von neuem zu  
beglücken, da bin ich meines Wienerturns tief-  
sten, dankbarsten Herzens froh. Schön ist es zu  
beobachten, wie diese einzigartige Kirche sich  
jeder Stimmung anzupassen vermag. Bei Son-  
nenschein, wenn ihr farbiges Dach mit dem  
schon historischen Wäld freundlich, fast lieblich  
verleuchtet, daß die schwere Steinmaße einem  
zarten Gebilde gleich, bei Sonnenuntergang,  
wenn über das weiche funkelnde goldene  
Luz die flammenden, ziehenden Wolken  
streifen und im Dunkeln, wenn der Mond ab-  
und zu aus dem graugelbten magischen Wol-  
kenden tritt, wie drückt das Kunstwerk erst  
alles aus, was der Meister durch es ausge-  
drückt wissen wollte! Ob nun lieblich, oder  
durch ihre Kraft überwältigend, stets verfal-  
len wir dieser Kirche, wie einem nie ausgelie-  
bten Menschen.

Unter einem weichen Winterhimmel steht  
jetzt „der Stessel“. Flocken fallen langsam  
herab und verkleiden die zahllosen gotischen  
Figuren in fremde Gestalten, deren vermann-  
te Gesichtszüge Wäld tragen. Des „Zahn-  
wehertgotts“ arme, rippendurchdrungene  
Brust hat einen Mantel aus Schnee, und aus  
seiner Domenkronen scheinen weiße Rosen zu  
blühen.  
Aber wie beides ist die Stefanskirche ge-  
worden; sie wußte vom 1. Dezember bis 6. Jä-  
ner nicht anderes sein, als Hintergrund, daß  
die Kinder sich an den vielen Wäld freuen  
können, die im Kranz um sie aufgestellt sind.  
Gerne hätte ich dieses Bild von einer Höhe  
aus gesehen; wenn um die dunkle Kirche herum  
der schwache Lichterkranz zu ihren Füßen liegt,  
dann die Lichter machen den Christkindlmarkt  
so zauberhaft und gemütlich zugleich. Man be-  
ginnt nun näher zu gehen, sich die ausgeleg-  
ten Waren zu ansehen, und man staunt, daß  
die Spielzeuge, der Christbaumschmuck, der  
türkische Sönnig, die Nürnberger Küchlein, die  
Wachstüppchen und die Wunderkerzen noch  
immer die der eigenen Kindheit geblieben sind.  
Und wenn ich jetzt diese Puppenlampe und  
diesen Puppenkoffer für mein Kind, wie mir  
scheint, bei derselben dicken, gutmütigen Frau  
erstehe, bei der meine Mutter für mich einst  
auch diese Dinge gekauft haben mochte, wun-  
dere ich mich, wie wenig ich doch Mutter und  
wie sehr selber Kind ich in diesem Augenblick  
bin. Es scheint, daß die Kindheit immer in  
einem ist und nur eines Wäldens daran be-  
darf, um das unangenehme Erwachsensein mit  
Vergnügen abzutreiben.

Und ich gehe ein paarmal um die Kirche  
herum, bis ich die Gefährten aller Verhältnisse  
\*) eine bei den Wienern beliebte Christ-  
figur an der Außenwand des Domes, deren ab-  
gekehrter Körper und schmerzhaft verzogenes  
Gesicht diesen Namen rechtfertigen soll.

hennen und ihre festgebundene Ware, um mög-  
lichst viele Kinder zu bekommen, und mich  
dann in die vielen Silber- und Kupferengel, die  
einmal auf der Spitze eines Tannenbaumes  
leuchten sollen, betrachte und mir ausdenke,  
welcher meinem Kinde mehr Freude machen  
würde, drauß plötzlich durch die geöffnete Kir-  
chentüre die Orgel, die ein Sturz herauf. Ich  
muß sofort mit den Anderen eintreten, und da  
hat mich schon die Majestät dieses Domes in  
ihrem Bann.

Von hundert Herzen aller Größen bestrahlt,  
schauen durch ein markes Drahtgitter die ern-  
sten dunklen Augen der am meisten besuchten  
und am meisten mit Bitten bedrängten wun-  
derartigen dunklen Madonna. Sie sieht so ernst  
und gar nicht lieblich aus, aber ihre Krone und  
die des Kindes sind von edelm Gold. Darum  
das Drahtgitter, muß ich denken, und wie es  
eigentlich traurig ist, daß auch hierin ein zwar  
taktvolles, aber immerhin doch ein Mißtrauen  
den Menschen gegenüber ausgedrückt liegt.

Um das Bild im Halbkreis knien die Beset-  
zten. Wie viel Leid ist in dieser Gruppe. Was  
mag sie alle quälen, bedrängen, wohnen sich die  
Bitten verweigern?

Und dort, der wie magisch beleuchtete ge-  
schmückte Weichstuhl! Trotz vieler Menschen  
herum kniet darin eine Frau. Die wievielle  
in diesen vielen hundert Jahren. Man erkennt  
sie nur an dem Hüllentwurf des Rockes; der  
Kopf ist in dem kleinen Fenster verborgen,  
durch dessen Gitter die arme Seele einem  
Priester ihre Sünden beichtet, so unhörbar,  
daß man andächtig wird, wie bei allem, was  
sich ohne Worte ergreifend ausdrücken läßt.

Und die Orgel raucht mächtig durch den  
hohen Baum, Gongs mengt sich schüchtern da-  
zwischen, drei Priester beleben eine Messe  
das Wandlungsgeschehen erklingt, alles kniet  
auf den kalten Steinen.

Leise gehe ich wieder hinaus. Draußen fällt  
der Schnee weiter in immer dichteren Flocken!  
Die Kinder sind schon fast alle nach Hause ge-  
gangen. Ermpfänger hoffen kaum verweilen  
an den für sie so überlebten Dingen vorbei.  
Automobile und Wagen jagen über den Ste-  
fiansplatz, Leben raßt mit vielfältigen Signalen  
durch die Großstadt.

Ich gehe die Rörnerstraße aus, die durch  
ihre Licht-Reklame Berlin immer ähnlicher  
wird, verliere mich im Strome taufender  
Menschen, lauche unter im Korso der blenden-  
den Ringstraße, bis mich die Müdigkeit zu der  
Fahrgelassenheit treibt, die mich wieder in  
meine häusliche, so ehrwürdige Wirklichkeit  
einer Gattin und Mutter bringen soll.

## Weihnachtsbräuche in aller Welt

Von Herbert Hüneke-München.

Weihnachten, das große Fest der Christen-  
heit, hat im Laufe der Jahrhunderte in allen  
Völkern die verschiedenartigsten Formen an-  
genommen. Den Tannenbaum, ohne den ein  
deutsches Weihnachten nicht zu denken ist,  
kann man anderwärts kaum, und kein Volk  
versteht den Heiligen Abend so als ein stilles  
Fest der Freude zu feiern wie die Deutschen. In  
England denkt man kaum noch an den christ-  
lichen Ursprung des Feiertages, und überall  
bericht tolle, ausgelassene Lust. Das Haus  
wird mit Eichen und Stechpalme geschmückt,  
und an der Ecke besetzt der Familienvater  
den bedeutungsvollen Mistelzweig, eine Erin-  
nerung an die heidnische Zeit; er gibt den  
Männern das Recht, jedes weibliche Wesen,  
das sich unter ihm fangen läßt, ungestraft zu  
küssen, und der Volksglaube sagt, daß ein  
Mädchen, dem zu Weihnachten unter dem Mi-  
stelzweig kein Kuß geraubt worden ist, im fol-  
genden Jahr nicht unter die Haube kommt. In  
Frankreich ist aus der Weihnachtsfeier jedes  
Gedenken an die Geburt des Heilands ver-  
schwunden. Die Franzosen kennen keinen Tan-  
nenbaum — wo er doch angezündet wird, ist  
er sicher von Gläsern oder Reichdeutschen ein-  
geführt —, und nur selten hängt eine Frau den  
Mistelzweig über die Wohnungstür, eingedenk  
des alten Glaubens, daß er Glück ins Haus  
bringe. Dafür herrscht abends in den Vergnü-  
gungsorten tolle ausgelassene Lust, und jeder  
Pariser, der etwas auf sich hält, fühlt sich ver-  
pflichtet, die Nacht bei Sang und Alkohol zu  
verbringen; der Sinn des Weihnachtsfestes ist  
den Franzosen vollkommen verloren gegangen.  
In Spanien steht während der Festtage in je-  
dem Haus eine Krippe, und für ihre Schmük-  
kung wird oft der letzte Centavo ausgegeben.  
Nachts streicht das Volk durch die Straßen, um  
den Ständchen vor den Krippen zu laufen.  
Aber auch hier fehlt der richtige Weihnachtsge-  
danke. Im russischen Wäld ist das Christ-  
fest.

nach mehr das Fest der Verlobung als  
Deutschland. Das ganze Dorf verjammelt sich  
in einem Hause; die heiratsfähigen jun-  
gen Mädchen setzen sich verjammelt auf eine  
Bank längs der Wand. Die Aufgabe jedes ver-  
liebten jungen Mannes ist es jetzt, unter den  
vielen die einzig Richtige heraus zu suchen.  
Hat sein Herz ihn nicht zu der Gewünschten  
geführt, so kann er seine Freiheit nur durch ein  
großes Geschenk wieder erkaufen. Unter sol-  
chen Umständen will keiner mit der Wahl den  
Anfang machen, und es bedarf eines Macht-  
wortes seitens des Hausherrn oder eines leisen  
Hinweises seiner verschleierte Angebeteten, um  
einen Freier zur Entscheidung zu veranlas-  
sen. Hat er die Richtige getroffen, so ist die  
Verlobung öffentlich anerkannt, und die Eltern  
können ihr die Genehmigung nicht verweigern.  
Die russischen Bauern halten zäh an diesem  
Brauch fest und alle „Aufklärungs“-Bestre-  
bungen der roten Machthaber vermögen ihn —  
wie so vieles andere — nicht auszurotten.

## Die Hirschjagd im Hochgebirge

Im Hochland eine milderkühlte Zellen-  
schlucht. Duster blüht der Tannenwald hinab  
in die schwindelnde Tiefe, wo der reißende  
Gebirgsbach brüllt und schäumt. Ein schmaler  
Berg führt über die schaurige Schlucht. Ueber-  
mächtig ist der Anblick des Abgrundes. Die  
Wäld zittern. Heiß drängt das Blut ins Ge-  
hirn. Senkrecht fallen die Felswände bis zum  
brodelnden Wasser ab. Kein Strauch, kaum  
ein Moosflecken bietet dem irrenden Auge ei-  
nen Halt, wenn es über die feuchten, grauen  
Steinwände in das gepenitliche Dunkel hinab-  
gleitet, aus dem nur der helle Glanz des mil-  
lenden Baches heraufleuchtet, wie der zornige  
Blick eines in dämonischer Ungarnung sich  
windenden Riesens. Das reißende Wasser  
schleudert eine uralte Tanne in die Schlucht.  
Es donnert, bricht und knarrt. Wäld und Bur-  
zeln spalten. Der dicke Stamm, ein Spielball  
des rasenden Wassers, gleicht einer dünnen  
Weidenrute. Wäld Dämonen haufen in der  
Unterwelt. Scharig raunt das Rauschen des  
Wassers herauf. In der Tiefe jammern und  
geiern arme Seelen.

Im Waldbesicht der Berge schreit der  
Hirsch. Ein junger Förster schneidet und späht.  
Aufgeschreckt bricht die belebte Höhe durch  
den Wald. Es schallt und kracht, als ob der  
Sturm durch die Wäld zöge. Brausend zer-  
splintern Zweige an dem starken Geweih des  
ungestümen Hirsches. Ein Schuß! Das Tier  
bricht zusammen, rafft sich auf, schlägt eine an-  
dere Richtung ein, ein paar Sprünge ... To-  
tenstille. Der Hirsch ist verschwunden.

Es dunkelt. Der Abend bricht herein. Der  
Jäger geht heim. Siderlich ist das Tier in  
die Schlucht gestürzt. Am nächsten Tage liegt  
frischgefallener Schnee. Eilig weht die Luft  
von den Bergen. Die ungeheuren Felswände  
der Schlucht sind mit einer dicken, grünlich  
schimmernden Eisschicht überzogen. An den  
hervorragenden Stellen streben ungeheure  
Eiszapfen, gleich Kristallfäulen in die Tiefe.  
Ein nebelgleicher Dunst schwebt über dem Wal-  
der. Ein eigenartiges, geheimnisvolles Ge-  
mälde.

Vergewohnen suchen die Fährte des tags-  
judoer geflohenen Hirsches. Abgebrochener  
Baldboden verrät die Stelle des Absturzes in  
die Schlucht. Ein Mann, ein Tollkühner, wagt  
den Abstieg in die graue Tiefe. Er gleicht  
einem ungeheuren Knochengestalt, überzogen  
von Sehnen und Muskeln von Stahl, bedeckt  
mit einer abschablen Haut. Seine Leistungen  
legen von seiner Kraft und Ausdauer bededtes  
Zeugnis ab. Seine scharfgebogene Nase und  
blitzenden Augen sprechen von Tatkraft. An  
das eine Ende eines Seiles wird ein breiter  
Vederrücken, dem Zugelgürtel eines Pferdes  
entnommen, derart befestigt, daß er eine  
Schlinge bildet, in die sich der Kühne hinein-  
legt. Um die Oberkörper und den Leib lau-  
fen Stricke, mit denen das Seil befestigt ist.

Die Männer am Rande der Schlucht ziehen  
das Seil straff an. Langsam rückt der Wag-  
halsige an den gäbnenden Schlund. Ein Teil  
der Schneefläche löst sich und fällt geräusch-  
los in die Tiefe. Der Mann am Seile schwebt  
zwischen Himmel und Erde. Kleiner und klei-  
ner wird der Körper des Niedergeleitenden.  
Ein schmacher Laut dringt aus der Tiefe her-  
auf. Das Seil lockert sich, der Reisende ist an-  
gelangt. Ein zweites Seil geht für den Hirsch  
in die Tiefe.

Der Mann in der Unterwelt hat keine leichte  
Arbeit. Wohl liegt nicht weit ab von ihm das